

809.1  
M45d

Harry Maync

Dichtung und Kritik

Eine Rechtfertigung der  
Literaturwissenschaft

E. F. Sed'sche Verlagsbuchhandlung  
Glatz Sed München

THE UNIVERSITY  
OF ILLINOIS  
LIBRARY

809.1  
M45d

# Dichtung und Kritik

Eine Rechtfertigung  
der Literaturwissenschaft

Von

Dr. Harry Maync

o. ö. Professor der deutschen Sprache und Literatur  
an der Universität Bern



---

---

C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck  
München 1912

809.1

M45d



C. H. Bed'sche Buchdruckerei in Nördlingen

6713 Wy

Handwritten text, possibly a library stamp or note, partially legible.

# Oskar Walzel

meinem verehrten Vorgänger auf dem Berner Lehrstuhl

zugeeignet

31/12 30

225180

Digitized by the Internet Archive  
in 2017 with funding from  
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

## Vorwort

Dieser Vortrag wurde in stark verkürzter Form am 12. Januar 1912 in der Aula der Universität Bern öffentlich vor einer nur zum Teil wissenschaftlich gerichteten Hörerschaft gehalten. Das Interesse, dem er gerade hier begegnete, veranlaßt mich, ihn einer noch breiteren Öffentlichkeit im Sonderdruck vorzulegen, obwohl er — oder vielmehr: weil er keine streng systematische, sondern eine mehr aphoristische Behandlung methodischer Fragen von grundsätzlicher Bedeutung darstellt; denn nicht zur Belehrung der Fachgenossen, sondern zur Aufklärung von Literaturfreunden, die der Literaturwissenschaft ferner stehen, möchte ich damit einen kleinen Beitrag liefern. Ich habe aus diesem Grunde auch die lockere und persönliche Vortragsform beibehalten.

Bern, im April 1912

S. M.





## Meine Damen und Herren!

Sie kennen mich als einen warmen Anwalt und lobbereiten Herold der Dichter, nicht nur von Amts, sondern auch von Herzens wegen, und Sie werden mich nicht verkennen, wenn ich heut einmal in Abwehrstellung gegenüber diesen meinen geliebten Dichtern vor Sie hintrete und Ihre Unparteilichkeit anrufe. Ich tue das im Hinblick auf unablässige Anklagen und Vorwürfe, die von seiten der Dichter und im Anschluß daran auch von seiten des großen Publikums nicht sowohl gegen mich persönlich, als gegen die Wissenschaft, der ich diene, erhoben werden, Vorwürfe, die sich ganz im allgemeinen gegen die Kritik und die Literaturwissenschaft als solche richten und die ich als Vorurteile bezeichnen und in ihrer Einseitigkeit und Verallgemeinerung ablehnen zu müssen glaube.

Es ist ja eine uralte bekannte Erfahrung: jeder Praktiker unterschätzt den Theoretiker, jeder im Sinnenleben Wurzelnde und aus ihm heraus

Gestaltende mißachtet die Abstraktion und Spekulation, jeder von den Früchten der Gegenwart Lebende hält nicht viel von der Geschichte, die Bettina Brentano einmal wegwerfend als Backobst bezeichnet hat. So hat auch von jeher jede Kunst auf jede Wissenschaft mißtrauisch und geringschätzend herabgeblickt, so verachtet fast jeder Künstler insbesondere diejenige Wissenschaft — die Kunst- und Musikforscher werden mir beistimmen —, die sich mit seiner speziellen Kunst beschäftigt. Die grausame Mutter Natur hat dem Lamm den Wolf, der Maus die Katze, der Gans den Fuchs und dem Künstler den Kritiker zum geborenen unerbittlichen Erbfeinde gesetzt. Diese weitverbreitete Anschauung wird wohl niemals ganz zu beseitigen sein. Nach ihr ist der Künstler der erhabene, erdentrückte Schöpfer des Göttlichen, den, sobald er ein ewigschönes Werk in Schmerz und Wollust geschaffen, eine ekle Spinne oder Kröte überfällt, voll hämischer Bosheit eben dies Kunstwerk zu begeistern und zu schänden. Der Kritiker ist der böse Geist, der stets verneint, ein trockener Schleicher gleich dem Jamulus Wagner, ein kleinlicher Kritiker

und grämlicher Nörgler, der kalte Verstand, der dem Feuer der Phantasie mit der Wasserspritze zu Leibe geht, ein unverbesserlicher Pedant und Philister, wie ihn Uhlands „Frühlingslied des Rezensenten“ ergötzlich vorführt. Eine Brille vor den blöden Eulenaugen, Nägel und Federhalter weidlich zerkaut, so hockt der Bücherwurm, mit Scheuklappen gegen die wirkliche Welt angetan und mit spitzer Feder bewaffnet vor seinem Pult und findet seine diabolische Freude daran, allen Großen und Guten Wasser, ja Gift in ihren Wein zu gießen. An diesem von ihnen selbst geschaffenen Zerrbilde des Kritikers haben sich denn auch die Künstler zu allen Zeiten gern und kräftig gerächt.

Vielleicht durch eine törichte Rezension seiner begeisterungstrunkenen Schrift „Von deutscher Baukunst“ gereizt, veröffentlichte Goethe anno 1774 im „Wandsbeker Boten“ sein famoseres Gedichtchen

#### Rezensent

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,  
 Er war mir eben nicht zur Last;  
 Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen.  
 Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,  
 Zum Naschtisch, was ich gespeichert hatt'.

Und kaum ist mir der Kerl so satt,  
 Tut ihn der Teufel zum Nachbar führen,  
 Über mein Essen zu räsonnieren:  
 „Die Supp' hätt' können gewürzter sein,  
 Der Braten brauner, firner der Wein.“  
 Der Tausendsaferment!  
 Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent.

In diesen Ton haben viele Dichter eingestimmt. Selbst der weiche Mörke hat seine Gedichte mit einem dem Goetheschen sehr ähnlichen beschlossenen, demzufolge er — was freilich dem scheuen Pfarrer von Cleverfulzbach niemand glauben wird — einem ihn besuchenden und ärgernden Kritiker den Abschied durch einen Fußtritt erleichtert habe. Geibel erklärt „Einer jungen Freundin“, daß er zwischen den Rosen seiner Lieder absichtlich einige Disteln habe stehen lassen,

Damit die Esel und Rezensenten  
 Für sich doch auch was finden könnten,

und so haben noch zahllose andere Dichter — Grillparzer wie Hebbel, Platen wie Lenau — wieder und wieder dem verhaßten Geschlechte der Kritiker ähnliche Liebenswürdigkeiten ins Stammbuch geschrieben. Es ist eine blutseltene Ausnahme, wenn

einmal ein großer Schaffender die Kritik in Schutz nimmt, ja ihr einen Kranz windet, wie das Lesing in dem berühmten letzten Stück seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ getan hat. Er sei, führt der Dichter der „Minna von Barnhelm“ da allzu bescheiden aus, kein eigentlicher Dichter; was in seinen neueren dramatischen Versuchen Erträgliches sei, davon sei er sich sehr bewußt, daß er es „einzig und allein der Kritik“, d. h. in diesem Falle seiner eigenen theoretisch-kritischen Betätigung, zu verdanken habe. „Ich bin daher“, fährt er später fort, „immer beschämt und verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt.“

Aber, wie gesagt, ein solches Eintreten für die Kritik ist ganz vereinzelt. Die Regel und auch das Naturgemäße ist, daß der Schaffende, mit dem Rechte des Genies auf Einseitigkeit, von dem im besten Falle bloß Nachschaffenden nichts wissen will, und das große Publikum, bei dem die Dichter, sich als die armen Verfolgten und Mißhandelten

gebärdend, immer von neuem die bösen Kritiker anschwärzen und in Mißkredit bringen, nimmt in durchaus begreiflicher Weise insgemein für denjenigen Partei, der ihm mehr gibt und mehr wert ist, also für den Künstler, und erblickt gleichfalls im Kritiker gern nichts als den bloßen Schmarozer am Baume des Lebens, als den Neidling, der sich für seine eigene Impotenz durch Verkleinerung Größerer schadlos halten will.

Wer genauer zusieht, wird übrigens bald erkennen, daß die Ablehnung der Kritik durch den Künstler sich fast ausnahmslos auf die ihm ungünstige Kritik beschränkt. Gegen eine günstige hat kaum jemand etwas einzuwenden. Der Künstler schwört im allgemeinen ebenso gläubig auf die gute Kritik, wie er die schlechte verwirft, wobei er den naiven Standpunkt vertritt: gut ist die Kritik, die mich lobt, schlecht diejenige, die mich tadelt. Eine Nichtbeachtung der Kritik überhaupt scheint heutzutage recht selten geworden zu sein.

Zu der Auffassung vom Dichter als dem Seher, der in dem Traumhaft-Visionären seines Schaffens

nur ein sterbliches Gefäß des Göttlichen darstellt und dem Beifall der Menge nichts nachfragt, will der stets angespannt auf die Kritik gerichtete Blick unserer heutigen Dichter wenig passen. Die Klassiker haben von ihr nur gelegentlich Notiz genommen, und selbst große Verkannte wie Heinrich v. Kleist oder Mörike waren viel zu stolz, über Vernachlässigung durch die Kritik zu klagen, vollends vor dem öffentlichen Staatsanwalt, dem Publikum. Es sind vielmehr vornehmlich die kleinen Tagesgrößen, die Kaffeehausdichterlinge, die kaum einen andern Gedanken zu haben scheinen als die Kritik, die sich immer unterschätzt fühlen und unablässig über das Unrecht schreien, das ihnen widerfähre. Während diese Kleinen niemals müde werden, als vermeintlich Bergewaltigte oder Totgeschwiegene ihr Zetergeschrei zu erheben, ist ein wirklicher Dichter wie Gerhart Hauptmann, den die Kritik wahrlich nicht schont, niemals öffentlich gegen sie aufgetreten, und so hat Richard M. Meyer wohl nicht Unrecht, wenn er in einem Aufsatz „Dichter von heute“\* solches „literarische

\* Literarisches Echo, Jahrg. 11, Spalte 1125 ff.

Querulantentum“ als den Ausfluß einer spezifisch modernen, oft geradezu hysterischen Dichterempfindlichkeit auffaßt, die so recht den Epigonen kennzeichne.

---

Richtete sich die so offen zur Schau getragene Abneigung gegen die Kritik in früheren Jahrzehnten mehr gegen den Tagesrezensenten, der, wie Treitschke sich einmal mit höhnischer Schärfe ausdrückt, im Erdgeschoß einer politischen Zeitung seinen kritischen Sorgenstuhl aufgestellt hat, so nimmt sie in neuerer Zeit — und da hat wohl Villencron den Ton angegeben — ausgesprochenermaßen mehr uns Professoren der Literaturwissenschaft aufs Korn. Der Dichter Heinrich Bierordt z. B. kann sich in seinen Epigrammen „Deutsche Hobelspäne“ gar nicht genug tun, unsereinem seine Mißachtung ins Gesicht zu schleudern, und auch ein bei uns in so hoher Verehrung stehender Dichter wie Spitteler haut immer von neuem in dieselbe Kerbe. Hat er schon in seinen ebenso geistreich-amüsanten wie vielfach paradoxen „Lachenden Wahrheiten“ uns Professoren in den karikierten Typen eines Pro-



fessors Glauberecht Goethefest Dünkel von Weisenstein oder eines Dr. Michael Genialowiz Moderne-ritz dem Spotte preisgegeben, so hat er kürzlich in einem „ungehaltenen Vortrag“\* ernsthaft, aber mit gleicher Tendenz, über „Literatur und Literaturpflege im Gegensatz zur Poesie“ gehandelt. Er hat da seiner Überzeugung Ausdruck geliehen, daß die zur Zeit so eifrig betriebene Pflege der Literatur der Poesie mehr schade als nütze, und daß in unserer „literarhistorisch infizierten“ Nation der Kritiker und Literaturhistoriker mehr Geltung habe als der Dichter — eine Behauptung, die wohl jeder für zum mindesten übertrieben hält. Im übrigen ist es gerade bei Spitteler am begreiflichsten und verzeihlichsten, wenn er zu Ausfällen gegen die Kritik besonders geneigt ist; hat sie sich ihm gegenüber doch wirklich eine grobe Unterlassungssünde zuschulden kommen lassen, seine Bedeutung viel zu lange übersehen. Auch sein treuer Freund und Herold J. B. Widmann stand wohl vor allem unter diesem Eindrucke,

---

\* Neue Züricher Zeitung 1911, Nr. 203 f.

wenn er uns Literaturhistorikern so gern etwas am Zeuge flüchte.\*

Zweifellos haben Spitteler und Widmann den Finger auf manchen wunden Punkt gelegt. Aber „muß man“, so fragt Herder einmal, „einer üblen Methode wegen die Wissenschaft hassen, die wir das Unglück hatten, zuerst in solcher Form zu sehen?“ Daß es schlechte Kritiker und Literaturhistoriker zu allen Zeiten gegeben hat und gibt, sei zunächst einmal bedingungslos zugestanden. Aber in welchem Fache menschlicher Betätigung steht es anders, und heißt es nicht das Kind mit

\* Vgl. seine Ausführungen in der Festbeilage des „Bund“ zu Ehren des neuen Bund-Hauses, S. 47 (1911): „Auch verdient Erwähnung die grundsätzliche Gegnerschaft der Redaktion [des Feuilletons] gegen alle Bestrebungen, welche die Poesie zum bloßen Objekt der Literaturforschung degradieren. Die Auffassung von einem latenten Gegensatz zwischen Poesie und Literatur war und ist in allen im Feuilleton des ‚Bund‘ erschienenen Arbeiten über derartige Motive eine stets so bewußt gegenwärtige, daß die Redaktion, die sich nach Brauch und Herkommen eine literarische nennt, in gewissem Sinne noch lieber die unliterarische nennen möchte.“ Daß auch die Literaturhistorie eine Degradation der Poesie zum bloßen Forschungsobjekt verwirft, versteht sich von selbst.

dem Bade ausschütten, wenn man auf Grund von Irrtümern und Unverständigkeiten der literarischen Kritik und der Literaturhistorie — was zwar nicht ganz dasselbe ist, hier aber einmal zusammengefaßt werden soll — nun diese selbst in Bausch und Bogen verwirft? Ist es nicht einseitig und ungerecht, nur die anerkannt schlechten Kritiker gegen die Kritik ins Feld zu führen und dieser daraufhin ganz aufzusagen? So legte man gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts dem Reim an sich zur Last, was doch nur Schuld der schlechten Reimer war, und proklamierte vorschnell und töricht die Reimlosigkeit als höchstes Prinzip der Dichtung. Gibt es nicht auch schlechte Theologen, Juristen und Mediziner und betrachtet man darum ihren ganzen Stand als Feind der Religion, des Rechts und der Gesundheit? Ist die Biologie, die Wissenschaft vom Leben, eine Feindin des Lebens, weil auch sie schlechte Vertreter aufweist? Aber nichts Geringeres als ihre Überflüssigkeit, ja Schädlichkeit wirft man der Literaturwissenschaft vor, und diese Vorwürfe einmal nachzuprüfen und ihre Gründe zu untersuchen, sei im

folgenden unternommen. Dabei will ich Dichter, bei denen ich mehr Gerechtigkeit finde, vor allem Goethe, als meine Eideshelfer häufig zum Wort aufrufen.

---

Die Gründe für die Abneigung, die uns von so vielen Poeten entgegengebracht wird, sind zum Teil recht äußerlich und persönlich. Das genus irritabile vatum, dem nichts Menschliches fremd sein soll, ist in vielen Fällen leider auch das Unzumenschliche nicht fremd, und zumal Eitelkeit und Neid spielt bei ihm keine kleine Rolle. Es ist ein unschätzbares Glück für den Literaturhistoriker, persönlich mit Dichtern in Fühlung zu stehen, aber nicht selten wird er auch die Erfahrung machen, daß seine reine Freude an den Kunstwerken durch seine Eindrücke von deren Schöpfern ernstlich auf die Probe gestellt wird. „Keinen Reimer wird man finden, der sich nicht den besten hielte“, lesen wir im „Westöstlichen Divan“ und in Heines „Romantischer Schule“ steht der Satz: „Diese Bemerkung machte einst ein deutscher Dichter, der mir am liebsten ist, nämlich ich.“ Dieses

humoristische Bekenntnis Heines ist vielen Dichtern aus der Seele gesprochen, und jeder Kritiker, der anderer Meinung ist, gilt ihnen als hämischer Neider, als unfähiger Kopf oder gar als bestochener Lohnschreiber. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, wie Dichter in einer neuen Literaturgeschichte einzig die halbe Seite nachlasen, die von ihnen selbst handelt, um alsdann mit ihrem Urteil über das ganze Buch — und es war in der Regel ein vernichtendes Urteil — fertig zu sein. So geht nicht selten der Haß gegen die Literaturhistoriker darauf zurück, daß wir einen Dichter nicht so hoch einschätzen können, wie dieser selbst es tut. Ein Epigramm des erwähnten Bierordt lautet:

Will einer in Deutschland was Großes bezwecken,  
 So muß ihn erst ein Professor „entdecken“;  
 Denn diese führen immerfort  
 Und ewig in Deutschland das große Wort. —  
 Ach, wenn ich doch zu gutem Ende  
 Auch noch mal meinen Professor fände,  
 Der den braven Deutschen gäbe zu lesen,  
 Was ich für ein „großer Mann“ gewesen!!!

Der Wunsch am Schlusse ist wohl weniger ironisch, als es den Anschein haben soll. Ein Gottfried Keller

zwar drohte eines Nachts ernstlich seinen getreuen Professor Bächtold zu ertränken, weil er sein Ecker-  
 mann werden wolle und seine Käusche zähle, aber so mancher andere, der über Goethes treff-  
 lichen Schüler und Hörer die Nase rümpft, sehnt sich im stillen von Herzen nach seinem Ecker-  
 mann, und so verstummt denn auch der Spott über den Professor oft sofort, wenn man seinen  
 Professor endlich und glücklich gefunden hat. Ja mancher Dichter — wir könnten ausplaudern! —  
 läßt sich in dem Wunsche „entdeckt“ zu werden, sogar arge Würdelosigkeiten zuschulden kommen.  
 Und ist er „entdeckt“, so ist er der eifrigste, seinen  
 „manager“ durch Beschaffung von exaktem Mate-  
 rial, ja durch Auslieferung seines literarischen  
 Nachlasses schon bei Lebzeiten, nach Möglichkeit  
 zu fördern, kurz alle die sonst so tief verachtete  
 literarhistorische Kärnerarbeit selbst zu leisten.

---

Der Furcht, übersehen oder doch nicht ein-  
 gehend genug gewürdigt zu werden, entspringt  
 in vielen Fällen der ebenso unausrottbar wie  
 unhaltbare Vorwurf, die Literaturwissenschaft be-

schäftige sich zu viel und auf Kosten der Lebenden mit den toten Dichtern. Schon Heine hat einmal die Literaturgeschichte die „große Morgue“ genannt, „wo jeder seine Toten auffucht“, und der Literarhistoriker als Totengräber oder Nasgeier ist eine beliebte Redewendung. Aber wirft man denn auch der weltgeschichtlichen Forschung vor, daß sie der Geschichte des Tages im Wege stehe? In dem zitierten „Divan“-Gedicht aus dem „Buch des Unmuts“ steht die Strophe:

Das Gewes'ne wollte hassen  
Solche rüst'ge neue Besen,  
Diese dann nicht gelten lassen,  
Was sonst Besen war gewesen.

Gewiß, das ist menschlich. Aber bedeutet eine solche Furcht des Lebens vor der Konkurrenz durch die Toten nicht doch eigentlich einen recht wenig hohen Standpunkt? Wenig würdig erscheint jedenfalls das „ôte-toi de là que je m'y mette“, mit dem so mancher lebende Dichter seinen großen Vorgänger anherrscht. Das ist der Standpunkt des Baccalaureus im „Faust“, der die Weltgeschichte mit sich anheben lassen möchte, in jedem

Älteren nichts als ein Hindernis für sich erblickt und es dreist herausragt:

Hat einer dreißig Jahr' vorüber,

So ist er schon so gut wie tot.

Am besten wär's, euch zeitig tot zu schlagen.

Und wieder sind es gerade die Kleinen und Kleinsten, die in den „Wegen nach Weimar“ lediglich Abwege sehen, die, wenn man der großen Gestorbenen gedenkt, am lautesten zetern: Laßt die Toten ihre Toten begraben! Nur der Lebende hat Recht! Lieber ein lebender Spatz als eine tote Taube! Aber jene sind ja nicht tot, leben ein viel lebendigeres Leben als solche Eintagswesen. Nun, diese vielzuvielen Auch-Dichter könnte man ja ruhig und unbeachtet schreien lassen. Ein viel ernsteres Ansehen aber bekommt die Sache, wenn z. B. auch ein Dichter und Kritiker vom Range Widmanns die gleiche Anschauung vertritt, der im „Bund“ fortgesetzt und systematisch die Historiker der Literatur der allzueifrigen und den Lebenden schädlichen Beschäftigung mit den Dichtern vergangener Epochen geziehen und einmal sogar allen Ernstes öffentlich ein peinlich-



wehmütiges Gefühl darüber bekannt hat, daß in demselben Saale, in dem jüngst Spitteler gesprochen, nun auch ein — Dante zum Wort kommen solle!

Wie steht es denn aber tatsächlich mit der immer wieder behaupteten Zurücksetzung der lebenden Dichter? Zunächst einmal: Man nenne mir den Professor, der, wie eine alte Sage geht, die deutsche Literaturgeschichte mit Goethes Tode schließen läßt. Wenn Wilhelm Scherer, der ja gerade auch für die zeitgenössische Poesie außerordentlich viel getan hat, sich als Historiker das Jahr 1832 zum Ziel gesetzt hat, so ist das doch das gute Recht des Schriftstellers und bedeutet kein Werturteil über die Folgezeit.\* Man schlage doch nur die Vorlesungsverzeichnisse unserer Hochschulen auf. Es gibt keines, das nicht auch der Gegenwart Rechnung trüge. Man wird Sonderkollegs über Ibsen, Gerhart Hauptmann, Carl Spitteler, ja Wedekind, Seminarübungen über Villenron, ja Hoffmannsthal finden. Lebende

\* Vgl. Arthur Luther, Literaturgeschichte und moderne Dichtung: Literarisches Echo, Jahrg. 14, Spalte 77 ff.

Dichter dritten bis fünften Ranges werden heut schon vielfach mit einer Ausführlichkeit behandelt, von der sich einst Goethe und Schiller nichts träumen ließen.

Und schauen wir vollends in unsere zahllosen literarischen Zeitschriften und in die Feuilletons unserer Zeitungen, so erkennen wir es klar: zu keiner anderen Zeit ist auch ein kleiner Dichter durch die Kritik so rasch bekannt gemacht und in seiner Entwicklung dauernd mit solcher Aufmerksamkeit begleitet worden, wie eben jetzt. Selbst wenn noch ein Talent sich in der Stille bilden will — es wird ihm einfach nicht mehr erlaubt; die Kritik stachelt es unablässig mit Zuckerbrot und Peitsche, sie stellt ihm Aufgaben und steckt ihm Ziele, anstatt es sich in seinem dunklen Drange selbst den ihm gemäßen rechten Weg finden zu lassen. Und die größte Gefahr liegt darin, daß die Dugendkritik des Tages viel zu freigebig ist mit ihrem Lobe und dadurch manch kleines ehrliches Talent zum Größenwahn verführt, mit verderblichem Höhenrausch umnebelt. Gerade dadurch, daß sie möglichst jeden Dichter dem Publikum ans

Herz legen will, vernachlässigt sie wohl einmal einen, der sich dem gegenwärtigen Publikum schwer erschließt, aber die Zukunft hat. Man sollte die Tageskritik, die mit der Tagesproduktion Schritt zu halten bestrebt ist, der wissenschaftlichen, historischen Kritik nicht als Vorbild hinstellen, dieser eine gewisse Zurückhaltung vielmehr danken. Es ist Übereifer und eine Voreiligkeit, etwas als Geschichte zu behandeln, was noch nicht Geschichte ist.\* Nach Fichtes Meinung wäre ein Buch, das sofort nach dem Druck sachgemäß gewürdigt werden könnte, überhaupt des Druckes unwert. Ernste Dichter, denen es nicht um Tageserfolge zu tun ist, sind für solche Schnellfertigkeit auch durchaus nicht dankbar. So schrieb mir Ernst Zahn kürz-

\* Franz Zinfernagel in seinem Buch „Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie“ (Berlin 1904) sagt einsichtig von Hebbel: „Er vermochte den Geist der Zeit ebensowenig klar zu erfassen und zu analysieren, wie irgendein anderer seiner Zeitgenossen. Das ist das Geheimnisvolle in aller Geschichte, daß keine Zeit sich selber kennt. Erst wenn das wirre Durcheinander der Gegenwart Vergangenheit geworden, ist es dem rückschauenden Blicke möglich, alle die vielen Fäden zu erkennen, deren tausenderlei Verknotungen wir Geschichte nennen“ (S. VI f.).

lich, er müsse es beklagen, „daß unter den Literarhistorikern, soweit sie sich mit der Gegenwart beschäftigen, eine gewisse Neigung besteht, Endurteile vor dem Ende zu fällen, das heißt, über Schaffende abzusprechen, ehe sie ihr ganzes Werk kennen, obwohl, wie man den Tag nicht vor dem Abend loben soll, es auch in keines Menschen Befugnis steht, einem anderen die Möglichkeit der Erreichung gewisser Höhepunkte abzusprechen, so lange dieser noch ein Wandernder und Ringender ist.“\* Für das wirklich Große, Zukunftstatmende fehlt uns Durchschnittsmenschen, die wir so fest in unserer eigenen Gegenwart wurzeln, bei seinem Erscheinen

\* Vgl. auch Wildenbruchs Klage, als er nach dem Erscheinen seiner „Brunhilde“ „die Unfähigkeit der meisten Beurteiler, sich in den Lebensprozeß des schaffenden Geistes zu versehen“ schmerzlich erfuhr: „Sie fassen es nicht, daß die Phantasie eine Naturkraft ist und daß eine Naturkraft nur ein Bedürfnis kennt: zu erzeugen. Jedes Werk des Dichters erscheint ihnen gewissermaßen wie ein Schlußakkoord in seiner Tätigkeit, während er weiß, daß es nur ein Ton in der fortlaufenden Symphonie seines Geisteslebens ist.“ (Brief an Stange, 11. September 1882: Ernst von Wildenbruchs „Gesammelte Werke“, herausgegeben von Berthold Ritzmann, Bd. 1, S. XVII f.)

oft noch der nötige Abstand, denn der große Genius ist der Welt meist um funfzig Jahre voraus. Darum überlassen wir Professoren als solche in der Regel mit gutem Bedacht die Tageserscheinungen der Tageskritik (an der wir ja übrigens nebenher vielfach mitarbeiten) und begnügen uns im allgemeinen\* damit, in unseren Vorlesungen, Übungen und Büchern über ältere Dichter bei jeder Gelegenheit — ich darf mich hier auf meine eigenen Zuhörer berufen — freudig auf alle hervorragenden Erzeugnisse auch der allernächsten Gegenwart hinzuweisen. Selbst dem bedeutenden Zeitgenossen ist ja so oft der Blick, fast unbegreiflich für die Nachwelt, gebunden. Einen Zacharias Werner hat Goethe gelobt und gefördert, einen Heinrich v. Kleist getadelte und

---

\* Den Ausnahmen ist der Dichter Georg Hirschfeld nicht wohl gesinnt, der in seiner Skizze „Historie von Schreiberhau“ (Literarisches Echo, Jahrg. 14, Spalte 824) bemerkt: „Dozieren nicht seit Jahren Gelehrte, vom Geist der Aktualität wie vom Forschertriebe gestachelt, über Literaturgeschichte, die sie mit erleben? Den Nonsens gegenwärtiger Historie kultivieren viele Universtitäten. Es erscheint mir bedenklich unwissenschaftlich, wenn er sich auf dem Katheder immer breiter macht“.

abgelehnt; oder wie schlecht fährt bei Schiller Bürger, wie unverdient gut der süßlich-fade Matthijson. Gottfried Keller hat einmal als den „beinahe größten Dichter“ Jean Paul bezeichnet und Platen gar den heut mit Recht vergessenen Friedrich v. Helden hoch über Goethe und Schiller gestellt. Sollen wir also wirklich den Raum für einen Lessing oder Hebbel beschränken, um am Schlusse unserer Darstellung noch ein paar Duzend Epigonen registrieren zu können, oder gar über ganze Jahrhunderte reicher älterer Dichtung einfach zur Tagesordnung übergehen?

Der richtige Abstand, der uns zur abschließenden geschichtlichen Auffassung der nächsten Gegenwart fehlt, er ist anderseits dem weiteren Publikum zur vollen Erfassung der großen Toten vergangener, uns fremd gewordener Zeiten verloren gegangen. Das ist ein zweiter Grund, uns vorzugsweise diesen zuzuwenden, sie den Lebenden wieder näher zu bringen. Sie haben uns nötiger und das Publikum hat uns hier nötiger; oder vermag der Laie und Nichtspezialist von sich aus heut noch soviel aus Lessing oder Herder heraus-

lesen, wie deren Meisterbiographen aus ihnen herausgelesen haben?

Aber nicht „die große Morgue“ soll uns die Literaturgeschichte sein. Nicht das Tote suchen wir, sondern das Lebendige. Es gilt das Wort des Historikers Droysen: „Die Geschichte hat nur mit dem zu tun, was lebendig ist.“ Und nur darum töten wir das Scheinlebendige — nach A. W. Schlegel die eigentliche Aufgabe der kritischen Kunst —, um bloß wahrhaft Lebendiges die Schwelle der Geschichte überschreiten zu lassen. Sonst aber halten wir es mit dem schönen Wort: „Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen,“ das Erich Schmidt, die Asterkritik abweisend, einmal als seinen Wahlspruch niedergeschrieben hat, und sagen mit den Herausgebern des „Wunderhorns“: „Wir wollen allen alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt.“ Altes verschollenes Erbgut wieder zu gewinnen, das, was wir von unsern Vätern ererbt haben, den Lebenden zum wirklichen Besitz zu machen, das Wertlose aber beiseite zu schieben, ist unser Ziel und unser Streben,

und gerade damit bereiten wir zugleich dem Neuen, dem Nachwachsenden den Boden, weit entfernt, es zu hemmen und niederzuhalten. Glaubt man, es gäbe wirklich einen Professor der Literaturgeschichte, der seine Schüler jemals ermahnt hätte, ihren Gottfried Keller aus der Hand zu legen und dafür lieber Lohenstein zu lesen?

Vielfach stößt man wohl bei Dichtern auf die zunächst sehr einleuchtende und vom Publikum gern unterschriebene Erklärung: wir wollen und brauchen überhaupt keine Kritik, zwischen uns und unser Volk soll sich kein Blatt Papier drängen, wahre Kunst bedarf keiner Interpretation und alles wirklich Große erschließt sich früher oder später von selbst. Das ist doch nur zum Teil richtig. Ebenso könnte man sagen: die Natur ist einfach und wahr und verkündet sich selbst, darum weg mit den Naturwissenschaften, und: der Gärtner, der die Blumenwelt pflegt, versündigt sich an ihr, leistet zum mindesten Überflüssiges.\*

\* In den „Einleitenden Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und eine wissenschaftliche



Gewiß bedürfen viele Kunstwerke einer Erklärung nicht: „schlanke und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick.“ Aber daß jedes wahre Kunstwerk sich

Ergründung der Weltgesetze“, mit denen Alexander von Humboldt seinen „Kosmos“ beginnt, setzt er auseinander, warum er der Besorgnis nicht Raum geben könne, „zu welcher Beschränkung oder eine gewisse sentimentale Trübheit des Gemüts zu leiten scheinen. zu der Besorgnis, daß, bei jedem Forschen in das innere Wesen der Kräfte, die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnisvollen und Erhabenen verliere.“ . . . „Einseitige Behandlung der physikalischen Wissenschaften, endloses Anhäufen roher Materialien konnten freilich zu dem, nun fast verjährten Vorurteile beitragen, als müßte notwendig wissenschaftliche Erkenntnis das Gefühl erkälten, die schaffende Bildkraft der Phantasie ertöten und so den Naturgenuß stören. Wer in der bewegten Zeit, in der wir leben, noch dieses Vorurteil nährt, der verkennet, bei dem allgemeinen Fortschreiten menschlicher Bildung, die Freuden einer höheren Intelligenz, einer Geistesrichtung, welche Mannigfaltigkeit in Einheit auflöst und vorzugsweise bei dem Allgemeinen und Höheren verweilt. Um dies Höhere zu genießen, müssen in dem mühsam durchforschten Felde spezieller Naturformen und Naturerscheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt und von dem selbst, der ihre Wichtigkeit erkannt hat und den sie zu größeren Ansichten geleitet, sorgfältig verhüllt werden“ (Kosmos, Bd. 1, S. 19 und 21; Stuttgart und Tübingen 1845).

selbst erklären solle, bleibt doch eine „ideale Forderung“. „Das müßte eine schlechte Kunst sein“, sagt Goethe, „die sich auf einmal fassen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geschaut werden könnte, der zuerst herantritt“. Es gibt nicht gar zu viele bedeutende Werke, zumal größeren Umfangs, die alles Bloß-Stoffliche rein und vollkommen aus sich hinausgeschieden hätten; es bleibt ein Erdenrest, und dieser Erdenrest vergrößert sich naturgemäß mit der zunehmenden zeitlichen Entferntheit des Genießenden. Ich verweise nur auf Schillers philosophische Gedichte und überhaupt auf die vielen rein gedankenmäßigen Elemente gerade in unserer klassischen Dichtung, verweise auf die besonders rasch veraltende und fremd werdende satirische Poesie. Zweifellos gibt es üble Scholien, in denen die Dichter ersticken; toter Ballast wird gehäuft sowohl in den platten Profaparaphrasierungen trockener Interpreten, die auch das Klarste noch „erläutern“ zu müssen glauben, wie in den fast noch unerträglicheren sogenannter geistreicher Hermeneuten, die nicht aus-, sondern unterlegen. Beide

Gattungen sind in der Tat Feinde der Kunst und der Kunstliebhaber. Aber anderseits sind ohne unsere Kommentare (die wir uns doch nicht aus den Fingern saugen, sondern die aus tiefschürfenden historischen Studien hervordachsen) die gewaltigen Werke eines Aristophanes, Dante, Rabelais, sind Goethes „Faust“ oder Immermanns „Münchhausen“ heut schlechterdings nicht mehr voll zu verstehen und wären somit für die Nachwelt verloren. Sollen wir sie immer mehr dem Schutt der Vergangenheit verfallen lassen? Zu Goethes Lebzeiten war das Publikum noch nicht entfernt „goethereif“, um einen Ausdruck Berthold Auerbachs zu gebrauchen; es hat viel literarhistorische Erziehung gekostet, es diesem Ziele näher zu bringen. Die interessanten Kurven, in denen die voneinander so verschiedene Geschichte der Goethe- und der Schiller-Verehrung verläuft, sprechen eine deutliche Sprache. Hier muß schon die zeitgenössische Kritik helfend einsetzen. Walzels gehaltvoller Aufsatz „Schiller und die Romantik“\* legt

---

\* Oskar Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts, S. 74 (Leipzig 1911).

es trefflich dar, wie auch der große Künstler des kritischen Mittelmannes bedarf: „Wilhelm Schlegel war der geborene Herold eines großen Dichters. Keiner verstand wie er, dem Publikum zu sagen, was es an Schiller und an Goethe hatte. Er war der glücklichste Vermittler zwischen Dichter und Publikum. Solche Vermittlung ist nicht leicht und gewiß nicht überflüssig. Keine neue Dichters-erscheinung findet in weiteren Kreisen unmittelbaren und spontanen Beifall. Gerade Originalität hemmt den Erfolg, weil sie das Urtheil unsicher macht. Der hohe Beruf der Tageskritik liegt in der schönen Aufgabe, dem Dichter die Hemmnisse wegzuräumen, die er auf seinem Wege zum Publikum findet. Die Tageskritik sollte dem Publikum die Augen öffnen, sie sollte ihm immer wieder zurufen: ‚Laß dich nicht durch äußerlichkeiten heirren! Dringe mit mir in die Tiefe, du wirst reines Gold finden!‘ Nicht nur Wagner und Ibsen, auch Beethoven und Schumann, auch Schiller und Goethe haben diese wegebahnende Kritik benötigt, die ihnen den passiven Widerstand des Publikums brechen half.“ Es ist mir

eine unvergeßliche Erinnerung meiner Knabenzeit, wie man mich vor etwa fünfundzwanzig Jahren in die Berliner Nationalgalerie mitnahm und mich vor Böcklins eben angekauften, gewaltiges Aussehen erregenden Bildern aufforderte zu tun, was die meisten taten: zu lachen und zu spotten über diese unmöglichen Pinseleien. Ein Homer, ein Shakespeare, ein Hans Sachs waren jahrhundertlang so gut wie völlig vergessen und mußten erst literarhistorisch wieder entdeckt werden. Ein Mörike und ein Keller hätten sich viel schwerer und langsamer durchgesetzt ohne die unermüdlich von ihnen zeugende zeitgenössische Kritik eines Friedrich Vischer und Hermann Hettner, denen sie für diese sie auch als Dichter fördernde Arbeit übrigens von Herzen dankbar waren. So bedürfen auch heut ein Hödler oder Boffard, ein Richard Strauß oder Carl Spitteler einführender Hilfe durch die Kritik.

Wir wollen damit nicht den einzelnen Leser dem einzelnen Werke gegenüber bevormunden, sondern nur ehrliche Mäkler sein zwischen den Produzenten und den Konsumenten der Literatur.

„Edlen Seelen vorzufühlen“ (nach einem Goetheschen Wort) ist auch uns „wünschenswertester Beruf.“ Wir wollen die Vermögensverwalter der Nation sein, ihr die Zinsen ihrer Kapitalien auszahlen, ihre Bestände durchforstend lichten und ihren reichen Grundbesitz durch sorgfames Anlegen von Wegen und Wegweisern erst recht erschließen.

Ein Punkt unserer Methode, gegen den von Dichtern und genießenden Lesern fortgesetzt Sturm gelaufen wird, ist unser Forschen über die literarischen Einflüsse, die bei einem Dichter zutage treten, unser Bemühen, an Übereinstimmungen in Stoffen, Motiven, Formen und Gedankenzusammenhängen zu zeigen, inwieweit er von Vorgängern abhängig, an welcher Stelle des historischen Gesamtverlaufs der Literatur er einzuordnen ist. Man bezeichnet das mitunter wohlwollend als Parallelenjagd und Abhängigkeits-schnüffelei. Namentlich die Dichter sind gemeinhin entrüstet, wenn man ihnen nachweist, daß sie hie und da, sei es bewußt oder unbewußt, mittelbar oder unmittelbar, Anleihen gemacht

haben. Kaum ein deutscher Dichter hat das in größerem Umfange gethan als Immermann und keiner hat es öfter und hitziger bestritten. Und selbst der bescheidene Gellert antwortete auf Friedrichs des Großen harmlose Frage: „Hat Er den la Fontaine gelesen?“ fast gekränkt: „Ja, Ihre Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.“ So gewiß Gellert im höheren Sinn ein Originaldichter ist — denn äußere literarische Abhängigkeit gibt dabei niemals den Ausschlag —, so gewiß ist seine Fabeldichtung in ihrer behaglich plaudernden Breite und neckischen Anmut von derjenigen Lafontaines — und zwar sehr stark — beeinflusst. Je größer ein Dichter selbst ist, um so weniger macht er aus seinen Anleihen ein Hehl; so spricht etwa Lessing, in der That einer unserer größten Nehmer, unbefangen von seiner Art, „von fremden Feuern bescheiden zu borgen“, und weist uns oft selbst seine Muster nach. Ebenso steht es mit Wieland, gegen dessen dadurch nicht in Frage gestellte Originalität die Romantiker des „Athenäums“ in höchst ungerechter Satire eine Gläubigerversammlung aus zahlreichen Dichtern

der Weltliteratur einberiefen. Alle Stoffe und Motive aller Literaturen lassen sich ja letzten Endes auf einen nicht allzu großen eisernen Fond, eine beschränkte Zahl von Typen zurückführen; man kann von einer Biologie der einzelnen Stoffe sprechen, die eine Art Eigenleben führen und bald in diesem, bald in jenem Dichter eine Wiederkunft feiern. Denken Sie nur an die Stoffe, die durch Namen wie Jesus und Prometheus, Brutus und Arminius, Merlin und Faust bezeichnet sind!\* „Es wäre der Mühe wert,“ schreibt G. Keller an Hermann Hettner am 26. April 1854, „einmal eine Art Statistik des poetischen Stoffes zu machen und nachzuweisen, wie alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde, sobald nur gedichtet und geschrieben wurde.“

Ein vollkommenes Originalgenie, das schlecht hin alles aus sich selbst nimmt, bleibt immer nur ein theoretisches Postulat, eine imaginäre Größe;

---

\* Vgl. etwa Walzels tiefdringende stoffgeschichtliche Studie „Das Prometheusymbol. Von Shaftesbury zu Goethe“ (Leipzig und Berlin 1910).



die Geschichte kennt keines und kann keines kennen.\* Stehen die Menschen doch nicht nur unter einer physischen, sondern auch unter einer geistigen Deszendenz. Jeder von uns, ob gebildet oder ungebildet, ist mit den Gedanken und Anschauungen der Vorwelt genährt. Wir alle leben unter dem geistigen Einfluß eines Luther und Kepler, eines Goethe und Kant, eines Bismarck und Nietzsche, selbst wenn wir nie von ihnen gehört oder gelesen hätten; sie bilden mit das geistige Fluidum, das uns unsichtbar umgibt und dem niemand sich entziehen kann, selbst wenn er sich dagegen wehrt.

So ist auch der größte Künstler zunächst einmal ein Erbe. „Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers“ (heißt es in Goethes „Maximen und Reflexionen“): „er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen, sind die Produktionen eines solchen Ori-

\* G. Bohnenblust, der in einem Leuthold-Aufsatz der „Neuen Jahrbücher“ (1911, I, 236 ff.) eine scharfe Attacke gegen die philologische Methode reitet, sagt treffend: „Selbständigkeit wird immer heißen, selber auf fremden Schultern stehen. Geschichtslosigkeit heißt nicht absolute Größe, sondern Wurzellosigkeit.“

ginalgenius meistens Reminiszenzen; wer Erfahrung hat, wird sie meist einzeln nachweisen können.“ Und noch wenige Wochen vor seinem Tode sagte Goethe zu Soret (17. Februar 1832): „Das größte Genie würde nicht sehr weit kommen, wenn es alles aus sich schöpfen wollte. Was ist denn ein Genie, wenn es nicht die Fähigkeit besitzt, alles, was ihm nahe kommt, sich nutzbar zu machen?“ Das hat Goethe selbst in reichstem Maße getan und, weit entfernt von falschem Stolz, oft bekannt: „Ich verdanke“, äußerte er zu Eckermann einmal (16. Dezember 1828), „den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden.“ Auch Keller in dem bereits herangezogenen Brief an Hettner betont nachdrücklich: „Mit einem Worte: es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten.“ Zumal der Anfänger steht naturgemäß zunächst stark unter fremdem Einfluß. Es sei nur an Hebbels berühmtes Bekenntnis erinnert: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige

Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sicheren Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen.“ Und noch einem vierten Dichter sei das Wort gegeben. Als Mörike in den Gedichten von Hermann Kurz Anklänge an Uhland gefunden hatte, antwortete der Verfasser: „Die Uhlandischen Reminiscenzen freuen mich; man müßte ein ganz geflickter Burtsche sein, um nicht manchmal mit Bewußtsein zu reminiszieren.“

Diese Belege mögen genügen, um zu zeigen, daß wir Litterarhistoriker nach den Quellen, die einen Dichter gespeist haben, nicht nur forschen dürfen, sondern vielmehr forschen müssen. Ahnen zu haben ist doch auch keine Schande, Stammbäume aufzustellen kein Verbrechen! Unsere sachlichen Feststellungen solcher Abhängigkeiten haben doch nichts Abschätziges. Wir scheiden bei einem Dichter das Übernommene ja nicht aus, um es ihm damit zu nehmen, um ihm den Purpurmantel herunterzureißen und seine Blößen aufzudecken.

Wir suchen bei einem Dichter — so haben es Scherer und Erich Schmidt knapp und schlagend ausgedrückt — das Ererbte, das Erlebte und das Erlernte voneinander zu sondern, aber gerade zu dem Zwecke, sein Eigenstes zu erfassen, seine ganz persönliche Note zu entdecken. Auch dazu haben schon Goethes „Maximen“ gemahnt: „In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirksame verdunkelt und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand; deswegen man wohl tut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belobt, wenn wir unsre Alvordern nicht aus den Augen verlieren.“

Freilich, nicht jede Ähnlichkeit beruht auf Abhängigkeit, nicht jeder Gleichklang ist ein Echo. Daher kann man in der That Parallelstellen gegenüber kaum vorsichtig und zurückhaltend genug sein. In vielen Fällen handelt es sich um bloße Zufälle, in anderen liegt nicht Deszendenz, sondern Wahlverwandtschaft vor; aber auch sie zu erkennen, ist wertvoll, denn das Sprichwort „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen,

wer du bist“, gilt auch hier. Hagedorn z. B. hat selbst in Fußnoten zu seinen Gedichten zahlreiche Parallelstellen aus anderen Autoren zitiert. Vor allem aber ist mit der bloßen Zusammenstellung solcher Parallelen und Analogien gar nichts geleistet, und wir schätzen den Gelehrten recht niedrig ein, der sich begnügt, seinen Schulsack voll ungeordneter Notizen vor uns auszuschütten, oder der uns lediglich mit fragwürdiger Statistik abspeist. Auf die Synthese, auf die Verwertung der Einzelheiten kommt es an, man muß auch hier wägen und nicht zählen. Wer das nicht beachtet, der arbeitet nur mit der halben Methode und macht zugleich die ganze verächtlich. „Man könnte ebenso gut“ (bemerkt Goethe in dem erwähnten Gespräch mit Eckermann) „einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben.“ Gewiß ist hier von vielen Forschern arg gesündigt worden. Aber schon in seiner nun über ein Menschenalter zurückliegenden Wiener Antrittsvorlesung hat Erich Schmidt diejenigen Gelehrten gerügt, die „Kunstwerke wie Kadaver sezirt, Dichter wie Schulden-

macher mißhandelt und die ‚philologisch-historische Methode‘ zum Mantel ihrer Schwung- und Gedankenlosigkeit gemacht haben“.\* Und derselbe Meister hat schon vor einem Vierteljahrhundert in seiner Ausgabe des „Ur-Faust“ die „Parallelen-seuche“, wie er sie nennt, in sehr drastischer und lehrreicher Weise ad absurdum geführt, und wir sind längst bestrebt, die Fehler einer Methode abzulegen, die, recht angewandt, niemals aufgegeben werden darf.

Des weiteren halten uns Dichter und Publikum gern vor, daß wir die Werke der Poeten beinahe nur noch als Anhang zu ihrem Leben behandeln, daß wir allzu eifrig nach biographischen Bezügen fahnden und insbesondere der „Modellrieckerei“ verfallen. In der Tat tritt heut mannigfach das Rein-Künstlerische hinter dem Biographisch-Historischen zu sehr zurück. Aber auch diese Vorwürfe treffen nicht die Literaturwissenschaft an sich, sondern nur einzelne ihrer Jünger.

\* Charakteristiken. Erste Reihe, S. 471 (2. Aufl., Berlin 1902).

Noch immer stimmen wir dem alten Gervinus\* zu: „Die Lebensgeschichten der Dichter können in der Dichtungsgeschichte nur dann von Interesse sein, wenn sie einen deutlichen Einfluß auf ihre Werke verraten.“ Darum weg aus unseren Literaturgeschichten und Dichterbiographien mit allem Unbedeutenden, mit allem Klatsch, und namentlich gegen die heut so vielfach beliebte sexuelle und pathologische Schnüffelei machen wir auf das schärfste Front. Nun würde es aber eine Einseitigkeit durch eine andere ersetzen heißen, wollte man die biographische Betrachtungsweise überhaupt mehr oder weniger ausschalten. Die These: was geht mich, wenn ich mir ein Kunstwerk zu eigen machen will, dessen Schöpfer an, kann nur im ersten Augenblick bestechen. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn“, dies Dichterswort besteht im weitesten Sinne zu Recht, und so kann uns äußeres biographisches Detail sehr wohl zur Erschließung der inneren, der Seelenbiographie, sehr wohl auch zur Deutung des

---

\* Geschichte der deutschen Dichtung, 4. Aufl., Bd. 1, S. 383.

einzelnen Kunstwerks dienen. Daß poetischer Gehalt Gehalt des eigenen Lebens sei, führt Goethe in dem schönen Altersaufsatze „Noch ein Wort für junge Dichter“ aus, und man versuche nur einmal, ob man Goethesche Gedichte wie die „Harzreise im Winter“, „Ilmenau“ oder die Marienbader „Elegie“ voll verstehen und künstlerisch ausschöpfen kann — vom zweiten Teile des „Faust“ ganz zu schweigen — ohne die nicht restlos aufgearbeiteten persönlichen Bezüge zu kennen, die nur ihre Entstehungsgeschichte uns deutlich machen kann.

Daß gerade die größten Künstler letzten Endes immer nur sich selbst, ihr eigenes Leben und Erleben darstellen, ist so bekannt, daß ich mir einzelne Belege ersparen kann. Darum muß man, um zum Kunstwerk zu gelangen, auch in Leben und Wesen seines Schöpfers möglichst tief einzudringen suchen, wo die Grundbedingungen und treibenden Kräfte seines Schaffens liegen. Notwendigkeit und Ziel der Künstlerbiographie wird uns schlagend im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit“ gewiesen; ihre Hauptaufgabe, führt



Goethe da aus, schein zu sein, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt.“ Diese hohe und schwere Aufgabe erfüllt allerdings nicht, wer nach Scherers Wort nur Küstenschiffahrt treibt und sich mit dem bloßen Notizensammeln ohne geistige Durchdringung und ohne Synthese begnügt. Ein solcher Literarhistoriker erliegt der Gefahr, von der Schillers Bürger-Kritik spricht: „über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in einer abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ersterben.“ Heinrich Dünker bleibt uns das abschreckende Beispiel eines geistlos den Stoff zusammenraffenden Kleinigkeitskrämers, der im Aktenmäßigen ertrinkt und uns mitertrinken läßt.

---

Durch Dünker vor allem ist auch das Aufspüren der dichterischen Modelle ungebührlich in

Beruf gekommen. Daß, wie jeder bildende Künstler, so auch jeder wahre Dichter nach Modellen schafft, nach Vorbildern, die das Leben ihm zugeführt hat, ist uns hundertfach bezeugt und begreift sich eigentlich von selbst.

Wildenbruch hat sich einmal in grundsätzlicher und recht beachtenswerter Weise über diesen Punkt ausgesprochen, und zwar in einem Brief an seinen Freund Stange (22. Oktober 1880),\* der ihm vorgeworfen hatte, in seiner Novelle „Francesca von Rimini“ gar zu unbedenklich nach Frankfurter Modellen gearbeitet zu haben. Wildenbruch weist da eingehend nach, daß es nicht nur das Recht, nein, die Pflicht des Dichters, namentlich des erzählenden modernen Dichters sei, seine Dichtung auf Wirklichkeit aufzubauen. „Welches ist denn das Material, aus dem der Dichter seine Werke baut? Der Mensch. Und wenn er in seiner Umgebung lebendige Menschen sieht, die vor seinen Augen ein merkwürdiges und bedeutendes Geschick durchleben, soll er die Augen zumachen und

---

\* Ernst von Wildenbruchs „Gesammelte Werke“, herausg. von Berthold Litzmann, Bd. 1, S. XIII f.

sich abwenden aus Furcht, daß seine Wiedergabe zu reich an Fleisch und Blut werden möchte? Wer das überhaupt kann, ist gar kein Dichter, denn er besitzt nicht das, was den Dichter macht: das Seelenaugen, in welches alle Gegenstände der umgebenden Welt hineinfallen, um in sein Herz, wie eine ewig rastlose Retorte hinunter und aus letzterem zum Kunstwerk kristallisiert wieder ans Tageslicht zu gelangen. — Wer dieses Auge besitzt, der mag sich sträuben, es wird ihm nichts helfen, er muß in den Menschen, die um ihn her sind, lesen und das Gelesene der Welt wieder erzählen; und wenn die Menschen, die mit einem Dichter verkehren, sich darüber beklagen, so ist das ihre Sache.“ Damit erwächst auch uns Literarhistorikern die Aufgabe, den Modellen eines Dichters nachzuforschen. Nur darf die bloße Feststellung: diese Figur und jener Einzelzug geht auf dieses oder jenes lebende Vorbild zurück, niemals Selbstzweck werden. Wir versuchen vielmehr, aus den Abweichungen von solchen Vorbildern — denn slavisch kopiert sie ein wahrer Dichter nie — die künstlerischen Absichten und

Zwecke zu erschließen und damit gerade dem Kunstwerk als solchem näher zu kommen. Nicht daß der Dichter übernommen und was er übernommen, ist uns das Wichtige und Lehrreiche, sondern das Wie seines Vorgehens. Ganz ebenso steht es übrigens mit unserer Erforschung und Verwertung der literarischen Quellen und Vorbilder einer Dichtung und mit unseren Untersuchungen über die poetische Technik.

Im Hinblick auf die Selbstbiographie Benvenuto Cellinis schrieb Goethe an Heinrich Meyer: „Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen.“ Das heißt, einem bedeutenden Menschen gegenüber kann die Lebensbeschreibung allerdings auch Selbstzweck sein. Bleibt nun einmal das höchste Studium des Menschen der Mensch, wie sehr gilt das alsdann von dem großen Menschen, der zugleich das höchste Individuum und die höchste und vollendetste Ausbildung des Typus darstellt! „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr wert war als seine Werke“, ruft Schiller in seiner Ankündigung zur „Rheini-

schen Thalia“. Soll es eine bloße Redensart bleiben, wenn wir demgemäß gerade von Schiller und nicht minder von Goethe zu erklären pflegen, sie selbst als Persönlichkeiten und die Kunstwerke ihres Lebens ständen uns höher als die Gesamtheit ihrer Schriften? Soll uns das nicht veranlassen, in diese so wertvollen Menschenleben einzudringen, von ihrer vorbildlichen Lebensgestaltung und Lebensführung, von ihrer im edlen Kampf mit der stumpfen Welt und ihrem Widerstand errungenen Harmonie zu lernen oder uns wenigstens an ihr zu erbauen und zu erheben? Ich wenigstens stehe nicht an, diese ethisch-erzieherischen Gesichtspunkte, die sich neben unserer eigentlichen historisch-ästhetischen Arbeit erheben, recht hoch einzuschätzen und gebührend hervorzuheben, im bewußten Gegensatz zu manchen Fanatikern strengster wissenschaftlicher Objektivität, die in jedem Appell an das Willensmäßige und in jeder subjektiven Stellungnahme zu den Problemen eine ungehörige Tendenz erblicken. Ist es doch ein geradezu einzigartiger Vorzug eben der deutschen Literaturgeschichte, daß ihre großen Dichter meist zugleich

auch große Menschen waren; wie hoch stehen etwa in dieser Hinsicht unsere Goethe, Schiller, Lessing über den Voltaire, Rousseau, Byron anderer Völker!

Wenn man uns nun insbesondere unsere sogenannte Goethe-Philologie ständig als eine Verirrung vorhält, so übersieht man zuerst einmal, daß ihr Begründer kein geringerer war als Goethe selbst. Das jetzige Goethe-Archiv in Weimar ist ja nichts anderes als Goethes einstiges Hausarchiv. Der Dichter, der sich im Alter mehr und mehr historisch nahm, hat ferner nicht nur dankbar auch recht unbedeutende Erzeugnisse der zeitgenössischen Goethe-Philologie entgegengenommen und öffentlich besprochen, sondern er hat selbst seine Werke kommentiert (z. B. den „Westöstlichen Divan“, die „Harzreise im Winter“, die „Ballade“) und noch bei seinen Lebzeiten seinen Briefwechsel mit Schiller herausgegeben. Er hat sich in den Göttinger und Kiemer seine Hausphilologen gehalten, die den Text seiner Schriften überwachen mußten, er hat sich den jungen Eckermann bewußt zu seinem Sprachrohr erkoren und erzogen

und in ihn wie in einen Phonographen hinein-  
 gesprochen, was er der Nachwelt nicht verloren  
 gehen lassen wollte. Und wer möchte wohl Eck-  
 ermanns „Gespräche mit Goethe“ oder den Brief-  
 wechsel zwischen Schiller und Goethe missen,  
 Bücher, die zu den schönsten und gehaltvollsten  
 der Weltliteratur gehören, obwohl sie doch „nur“  
 Werke der Goethe-Philologie sind!

Heut überseht man Goethe-Philologie gern  
 mit Mikrologie und wiederholt bis zum Über-  
 druß, wir druckten „jeden Waschzettel“ des Dich-  
 ters ab, ohne daß man uns übrigens einen ein-  
 zigen gedruckten Waschzettel nachweisen könnte.  
 Verirrungen auch auf diesem Gebiete gibt es aller-  
 dings genug und der Markt wird mit Nichtig-  
 keiten leider überschwemmt; aber was kann die  
 zünftige Wissenschaft für die dilettantischen Mit-  
 läufer, für federflinke Kompilatoren und be-  
 triebsame Verleger ebenso überflüssiger wie in-  
 korrekter Neudrucke? Wir können nichts anderes  
 tun, als energisch und unablässig solche Elemente  
 von uns abschütteln und in der Kritik mit ge-  
 bührender Schärfe brandmarken. Es ist ja das

Verhängnis aller historischen Wissenschaften, daß sie auch dem reinen Laien zugänglich zu sein scheinen; denn lesen zu können glaubt ein jeder und urteilen zu können schließlich auch. Wohl den mathematisch=physikalischen Disziplinen, die den Unberufenen durch den Wall exakter Vorkenntnisse wenigstens einigermaßen fernzuhalten in der Lage sind!

---

Das Vorurteil gegen die Goethe-Philologie im besonderen deckt sich ja mit dem Vorurteil, das der Philologie im allgemeinen von Fernstehenden so vielfach entgegengebracht wird. Die boshafte Definition „Philologie ist die Wissenschaft des Nichtwissenswerten“ wird von Unverständigen und Mißgünstigen immer gern nachgesprochen werden.

Als erste und selbstverständlichste Pflicht liegt uns Philologen die Herstellung korrekter Texte als Grundlage alles weiteren Forschens und Arbeitens ob. Aber gerade unsere historisch=kritischen Ausgaben sind es, gegen die unsere lebenden Dichter so gern wettern, während doch gerade sie als Wortkünstler uns „Dienern am Wort“



dafür verständnisvollen Dank wissen sollten. Richard Schaukal ist ein weißer Kabe, wenn er mir einmal schrieb: „Ich schätze die Arbeit an der richtigen Herstellung eines Dichters so hoch ein, daß ich unkritische Ausgaben geradezu hasse“; er nennt denn auch in demselben Briefe sein Interesse für Lesarten „pervers“.

Wir legen, um das Dichterwort in authentischer Fassung zu erhalten, die Ausgaben letzter Hand zugrunde und ziehen weiterhin behufs „wechselseitiger Erhellung“ die übrigen Originaldrucke und die Handschriften heran. Jeder, der einmal in die Lage gekommen ist, verschiedene Drucke eines und desselben Textes genau zu vergleichen, weiß, wie sehr dieser durch immer neue sorglose Abdrücke binnen kurzem verderbt wird und wie dringend es not tut, von Zeit zu Zeit auf die beglaubigte maßgebende Urfassung zurückzugreifen. Es handelt sich da zunächst um einfache Nachlässigkeiten, die aber nicht nur bloße Druckfehler, sondern auch unbeabsichtigte Entstellungen sinnstörendster Art und versehentliche Auslassungen ganzer Sätze und Abschnitte be-

wirken können; auch muß die Fähigkeit, schwierige Texte zu entziffern, korrumpierte zu emendieren, auseinandergerissene wieder in den richtigen Zusammenhang zu bringen, schlechterdings methodisch gelernt sein. Weit verhängnisvoller indessen sind die eigenmächtigen Eingriffe, deren sich fremde Herausgeber, zuweilen auch die Verleger, schuldig machen. So haben Brüderie und andere äußere Rücksichten, z. B. das Bestreben, dem Autor Ungünstiges zu unterschlagen, ihn möglichst vorteilhaft zu präsentieren, Textentstellungen zuwege gebracht, für die krasseste Beispiele zu häufen wären. Auch sollte es sich doch von selbst verstehen, daß man die zu Zeiten starken Zensurdruckes entstandenen Bücher nicht unbesehen gläubig hinnehmen darf. So haben kritische Ausgaben Heines und der jungdeutschen Schriftsteller gezeigt, daß die unter dem Imprimatur der Metternichschen Reaktion gedruckten Schriften vielfach in der unglaublichsten Weise entstellt und kastroiert worden sind, und daß man an der Hand der Originalmanuskripte erst zahlreiche Zensurlücken auszufüllen hat, ehe man das unverfälschte Dichterwort besitzt. Kurzum,

unser erster Glaubensartikel muß lauten: „Das Wort sie sollen lassen stan.“ Solche kritischen Ausgaben schafft die klassische Philologie seit Jahrhunderten auch für obskure antike Autoren wie Eutrop oder Silius Italicus, und uns deutschen Philologen will man es zum Vorwurf machen, daß wir, seit Bachmanns Lessing, unseren bedeutendsten Dichtern dieselbe Sorgfalt angedeihen lassen? Wir drängen ja diese Ausgaben dem großen Publikum, das einzig seinen Genuß in der Poesie sucht, durchaus nicht auf, sondern versorgen es reichlich mit billigen Volksausgaben, die keinerlei wissenschaftlichen Apparat, sondern nur ganz schlicht einen reinen Text als Endergebnis unserer Arbeit bieten. Schon durch ihren Umfang und ihre Kostspieligkeit entziehen sich die historisch-kritischen Ausgaben den breiteren Massen, die sie mehr nur vom Hörensagen kennen. Aber da haben sie gehört, daß wir auch die Abweichungen zusammenstellen, die der Dichter von einem und demselben Werk in verschiedenen Drucken vorgenommen, und nennen das eine unfruchtbare Pedanterie sondergleichen. Wiederum

begnüge ich mich damit, zur Rechtfertigung unserer entsagungsvollen und anspruchslosen Tätigkeit das Wort großen Dichtern zu überlassen, nur nebenbei darauf hinweisend, daß ein Dichter vom Range Abrecht von Hallers in seinen Gedichten sogar selbst „die verschiedenen Lesarten der rechtmäßigen Auflagen“ sorgsam gebucht hat. Der „Messias“ lag noch nicht einmal vollständig vor und sein Verfasser war noch einige vierzig Jahre von seines Lebens Grenze fern, da untersuchte bereits der große Dichterphilolog Lessing in seinen „Briefen, die neueste Literatur betreffend“ Klopstock-Varianten und erklärte dazu: „Man studiert in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.“ Und ebenso war Wieland noch am Leben, als kein geringerer denn Goethe (in dem Aufsatz „Literarischer Sanskulottismus“, 1795) das Studium der Varianten in Wielands Werken empfahl: „So ist es z. B. nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der sämtlichen Ausgaben unseres Wie-

lands . . . allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können.“ Im übrigen schließen ja unsere modernen kritischen Ausgaben die Spreu bloßer Druckfehler, die sich von selbst als solche kenntlich machen, ausdrücklich und grundsätzlich aus.\*

Wo lernt man mehr vom Handwerk, im Verkaufsladen oder in der Werkstatt, wo wir den Meister bei der Arbeit belauschen? Nun, genau so suchen wir in die Werkstätten unserer großen Dichter Zutritt zu erlangen, nicht aus plumper

---

\* In den „Grundsätzen für die Weimarische Goethe-Ausgabe“ heißt es z. B.: „Daß es sich nicht darum handelt, bedeutungslose Fehler und Nachlässigkeiten von Schreibern zu verewigen, scheint heutzutage, wo eine mißverständene Akrilie derlei vielfach zum philologischen Gebot erheben möchte, besonderer Betonung wert“ und: „Unnützen Ballast aufzunehmen ist die Goethe-Ausgabe nicht bestimmt.“ Ebenso schließt der Apparat der von der Berliner Akademie der Wissenschaften unternommenen großen Wieland-Ausgabe „bloßen Rehricht“ von den Varianten aus, und das gleiche geschieht z. B. in Minors kritischer Novalis-Ausgabe, in meinen Immermann- und Mörike-Ausgaben u.

Neugierde, sondern weil wir hier dem Künstler am nächsten kommen. Darum sind uns seine flüchtigen ersten Entwürfe und Schemata, seine Konzepte und Paralipomena so wertvoll, weil sie uns das Gewordene im Werden zeigen und uns damit zugleich Beiträge zu jener neuen empirischen „Ästhetik von unten“ darbieten, die wir an die Stelle der oft so weltfremd von oben her deduzierenden spekulativen Ästhetik zu setzen bemüht sind. Daß der Kunsthistoriker Skizzen und Handzeichnungen der großen Meister studiert, frühere und spätere Plattenabdrücke vergleicht, gilt als selbstverständlich; uns macht man das Entsprechende zum Vorwurf, spottet unserer Maulwurfsarbeit und schilt uns Nachlaßschnüffler. In der Bildhauerkunst bewundert man Torso, wenn die klassischen Philologen Bruchstücke von Sappho, Bacchylides oder Menander entdecken und edieren, so ist die allgemeine Freude groß. Aber geben wir aus den Nachlässen bedeutender Dichter bedeutende Fragmente heraus, die über große Werke, ja über ganze dunkle Perioden erwünschtes Licht verbreiten, so geht es nicht ohne skeptisches Schütteln des Kopfes ab.

Wir haben ja eben ein rechtes Schulbeispiel erlebt. Als die Kunde von der Entdeckung des sogenannten „Ur-Meister“ erscholl, da erhob sich der wackere Rosegger in seinem „Heimgarten“ zu einer scharfen Philippika „Gegen die Goethe-Philologen“, denen er jegliches Recht zur Veröffentlichung des Fundes absprechen wollte. Sein Grundgedanke ist sehr vernünftig und ohne weiteres überzeugend: der Himmel bewahre uns davor, daß wir neben den vollendeten Werken der Dichter auch noch ihre Konzepte edieren. Aber es handelt sich hier nicht um irgendeinen beliebigen Dichter — kein Literarhistoriker des nächsten Jahrhunderts würde die dann etwa ans Licht tretende erste Fassung eines Roseggerschen Romans herausgeben —, sondern um Goethe. Diesem ausschlaggebenden Unterschiede trägt Paul Henje Rechnung, wenn er mir schreibt: „Miterleben zu dürfen, aus welchem Urzustande der größte Roman unseres größten Dichters sich herausgestaltet hat, ist von so reichem technischem, psychologischem und ästhetischem Interesse, daß man dem günstigen Stern, der über der Auffindung des ver-

grabenen Schatzes gewaltet hat, nicht genug danken kann.“ Auch Richard Dehmel, trotz seiner „kritischen“ Liliencron-Ausgabe im Grunde ein Anti-Literarhistoriker, hat mir unumwunden zugegeben, daß die Publikation vom wissenschaftlichen Standpunkt aus vollkommen berechtigt sei, sowohl in psychologischer wie in technologischer Hinsicht; „denn wenn ein Mann wie Goethe ein Werk umgestaltet, wird daraus nicht bloß der Sprachhandwerker, sondern jeder geistige Arbeiter allerlei förderliche Einblicke in seelische Entwicklungsvorgänge gewinnen können.“ Und Hugo von Hofmannsthal\* erklärt: „Kein intensives Bekenntnis, kein Brief von der erhabensten Weisheit reicht an die Belehrung heran, die von dem Nebeneinander dieser beiden Bücher — „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ und „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ — ausgeht.“

Schließlich hätten doch die Dichter ihre Papiere vor ihrem Tode vernichtet, wenn sie ihnen keinen Wert beigemessen hätten oder wenn sie es hätten verhindern wollen, daß man ihnen in die Karten sehe. So pflegte Schiller nach Vollendung eines

\* Neue Freie Presse vom 24. Dezember 1911 (Nr. 17 006).



Werkes alle Vorarbeiten zu beseitigen. Dagegen hat uns der ältere Goethe alles sorgfältig gesammelt hinterlassen, was das Entstehen und Werden seiner Schriften nur irgend beleuchten kann. Und alle die anderen Dichter haben ebenso gedacht, deren Nachlässe heut als kostbare geistige Schätze in unseren Archiven ruhen, auch Gottfried Keller, obwohl er zuweilen so grimmig gegen die Nachlaßmarder gewettert hat.

---

Leider muß ich es mir für diesmal versagen, von der Besprechung einzelner Fragen zu einer systematischen Darlegung unserer Wege und Ziele fortzuschreiten, meine naturgemäß mehr negierende Verteidigung unserer Wissenschaft zu einem mehr positiven Programm zu erweitern und abzurunden.

Ich möchte hoffen, daß Sie in meiner versuchten Apologie die sachliche Überzeugung erkannt haben und nicht ein selbstisches Bestreben, den Ast nicht absägen zu lassen, auf dem auch ich selber sitze. Manche Mißgriffe der Literaturgeschichte und der Kritik habe ich offen zugegeben, hoffe aber die besprochenen Vorwürfe in ihrer

Allgemeingültigkeit einigermaßen entkräftet oder doch auf ihr richtiges Maß zurückgeführt zu haben. Dabei war ich bemüht, meine Darlegungen reichlich durch Aussprüche großer Dichter, die gleichzeitig selbst Literaturhistoriker gewesen sind, zu stützen und zu rechtfertigen. Sucht doch unsere Wissenschaft, deren Arbeit Hingabe und Liebe an die Dichter ist, für ihre Methode gerade auch von den Dichtern selbst zu lernen. Um so schmerzlicher ist es uns, oft von ebendenen verkannt zu werden, für die wir arbeiten, denen wir redlich zu dienen glauben. Wir mögen uns mit dem tiefsinnigen Worte der Ethik Spinozas trösten, daß, wer Gott liebe, nicht verlangen dürfe, daß Gott ihn wieder liebt, oder wie Philine es frei übersetzt: „Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?“ Auch gelangen ja an jeden von uns Literaturhistorikern neben den tadelnden und ablehnenden auch lobende und anerkennende Dichterstimmen. Selbst Spitteler, von dessen Vorstoß gegen uns ich ausging, erklärt in dem eingangs bezeichneten Aufsatz: „Nun ist ja gewiß an und für sich die literarhistorische Tätigkeit aller Ach-

tung und aller Ehren wert. Aus echter, ehrfürchtiger Pietät entsprungen, leistet ihr stiller, geduldiger und selbstvergessener Fleiß eine Unsumme von verdienstlicher und nützlicher Arbeit, die wir alle kennen und erkennen.“ Ganz so schlimm kann es also mit unserer Schädlichkeit und Überflüssigkeit nicht sein. Gegen solche Anschauung spricht ja auch (was allerdings etwas ziemlich Außerliches bleibt), daß unsere Vorlesungen an allen Universitäten zu den besuchtesten, unsere Bücher zu den gelesensten gehören, und so wollen wir denn — ich rufe dazu auch meine Schüler auf — ehrlich und treu weiter arbeiten als philologisch geschulte Historiker, die den alten Nibelungenhort der Nation schirmen und wahren, ausmünzen und in Umlauf bringen, zugleich aber als aufmerksame Beobachter und warme Freunde desjenigen, was uns der Tag an immer neuem Zuwachs bringt und wovon das wahrhaft Lebendige dereinst gleichfalls als Geschichte in den unverlierbaren Bestand unseres Volkes übergehen wird.

Der Toten eingedenk, grüßen wir das Leben!

---

---

# Deutsche Literaturgeschichte Von Alfred Biese. Erster

Band: Von den Anfängen bis Herder. 4., durchgesehene Auflage (13. bis 17. Tausend). Zweiter Band: Von Goethe bis Mörike. 4. Auflage (13. bis 17. Tauf.) Dritter Band: Von Hebbel bis zur Gegenwart. 3. Aufl. (9. bis 12. Tauf.). Jeder Band, mit vielen Bildnissen, in Lwd. geb. M 5.50, in Liebhaberhalbfrzbd. M 7.—

## Aus den Urteilen:

„. . . Das Schöne ist, daß das Werk durchgängig den Charakter voller Ruhe und Reife trägt, daß man nirgends merkt, daß es einer angestrengten Tätigkeit abgerungen werden mußte. Ich fand in dem letzten Bande besonders kräftig die beiden Charakterzüge hervortreten, die nach meiner Meinung das Buch vornehmlich auszeichnen: vor allem versteht der Verfasser zu erzählen, er läßt die Sache mit voller Unmittelbarkeit durch ihre eigene Kraft wirken, stellt sich nicht mit subjektiver Reflexion zwischen den Leser und den Gegenstand. So ist es z. B. ein wahrer Genuß, seine Darstellung Storms zu lesen. Ferner aber schätze ich besonders die Verbindung einer großen Weite des Gesichtskreises mit einer charaktervollen Gesinnung. So zweifle ich nicht an einem schönen und dauernden Erfolge des Werkes; jetzt, wo es als Ganzes vorliegt, wird es erst recht zur Wirkung kommen. . .“ Univ.-Prof. Dr. Rudolf Eucken. — „In den letzten Jahren sind ja mehrere populäre Literaturgeschichten erschienen. Bieses Leistung steht hoch über den meisten derartigen Büchern. Wie der Sachmann viele jener Werke fast nur urteilen kann, so darf er der Arbeit Bieses sich ehrlich freuen. Möge es ihr gelingen, jene verfehlten oder schwächeren Werke aus der Gunst der Leser zu verdrängen.“ Univ.-Prof. Dr. Franz Munder. — „Feinsinn und maßvolle Sachlichkeit in ansprechendem Gewande — diese Eigenschaften lassen mir Bieses Buch zur Einführung und häuslichen Lektüre geeigneter erscheinen als irgendeine der mir bekannten bisherigen Literaturgeschichten.“ Univ.-Prof. Dr. Unger (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte). — „Ich möchte das Werk als einen neuzeitlichen Wilmar bezeichnen.“ Der Türmer. — „Ein ganz ausgezeichnetes Buch! erfrischend von der ersten bis zur letzten Seite.“ Dr. W. Necker (Neues Wiener Tagblatt).

---

**C. G. Bed'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Bed München**

---

---

**Goethe** Sein Leben und seine Werke. Von **Albert Bielschowsky**. 72. bis 79. Tausend. Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand geb. M 14.—, in Liebhaberhalbfranzband M 19.—

„Bielschowskys Goethe gehört in jedes Deutschen Haus, der überhaupt befähigt ist, Goethe geistig mitzubestehen.“ Kunstwart.

---

**Schiller** Sein Leben und seine Werke. Von **Karl Berger**. 17. bis 23. Tausend. Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand geb. M 14.—, in Liebhaberhalbfranzband M 19.—

„Die Biographie verbindet die Vollständigkeit des Geschichtswerkes mit der Anschaulichkeit des Kunstwerks. Als Kunstwerk nimmt sie ohne Frage die erste Stelle ein und dürfte darum für Schiller das werden, was Bielschowsky für Goethe geworden ist: ‚der Schiller für das gebildete deutsche Haus.‘“ Preussische Jahrbücher.

---

**Shakespeare** Der Dichter und sein Werk. Von **Max J. Wolff**. 4. bis 6. Tausend. Zwei Bände, jeder mit Gravüre. In Leinwand gebunden M 12.—, in Liebhaberhalbfranzband M 17.—

„In Wolffs Shakespeare haben wir endlich unsere moderne deutsche, sowohl wissenschaftlichen als künstlerischen Ansprüchen gerecht werdende Shakespearebiographie.“ Dr. F. Servaes (Neue Freie Presse).

---

**Kleist** Sein Leben und sein Werk. Von **Wilhelm Herzog**. Mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand geb. M 7.50, in Liebhaberhalbfranzband M 10.—

„Wir stehen einem ergreifenden, den Tatsachen völlig entsprechenden Gesamtbiode Kleists gegenüber. Es wird gegenwärtig das wichtigste, ausführlichste, auch das allseitigste und abgerundetste Buch über Kleist sein.“ Nationalzeitung. — „Herzogs Buch fesselt durch ungewöhnliche, lebendige und geistvolle Darstellung den Leser von Anfang bis zu Ende wie nur ein spannender Roman.“ Dr. S. Mielke (Bremer Ztg.).

---

**C. S. Bed'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Bed München**

---

---

**Herder** Von Eugen Kühnemann. 2. Auflage. Mit  
Porträtgravüre. In Leinwand geb. M 8.—  
Soeben erschienen

Die neue Auflage von Kühnemanns Herder ist so bedeutend umgestaltet worden, daß sie als ein neues Werk zu bezeichnen ist. Das frühere Buch war geschrieben für die, die Herder kannten. Das neue soll ein Buch sein, aus dem man Herder kennen lernt.

---

**Schiller** Von Eugen Kühnemann. 4. Auflage (10.  
und 11. Tausend). Mit einer Porträt-  
gravüre. In Leinwand gebunden M 6.50

„Es ist für einen, der Schiller zu dienen selbst zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, eine große, in tiefster Seele ergreifende Freude, wenn er ein Werk auf den Plan treten sieht, das wie wenig andere geeignet ist, die Menschen von heute in ein liebe- und verständnisvolles Verhältnis zu dem Gewaltigen zu setzen. Das gilt von Kühnemanns Schiller, und darum kann ich das Buch allen, die in Schillers Tiefen dringen wollen, aufs wärmste empfehlen.“ Prof. Dr. Karl Berger (Deutsche Zeitung).

---

**Kant** Von M. Kronenberg. 4. Auflage. Mit einer  
Porträtgravüre. In Leinwand geb. M 4.80

„Kein Wort des Lobes ist zu viel für die Art, wie der Verfasser die schwierigsten philosophischen Probleme dem Laienverständnis nahebringt und Interesse für die innere Entwicklung Kants zu erregen weiß.“ Frankfurter Zeitung.

---

**Grillparzer** Sein Leben und seine Werke. Von  
August Ehrhard und Moriz Roder. 2., umgearbeitete Auflage. Mit Porträts und Facsimiles.  
In Leinwand gebunden M 7.50

„Man hat Trefflicheres über den Dichter nie gelesen.“ Neues Wiener Tagblatt.

---

**C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München**

---

---

**Henrik Ibsen** Von Roman Woerner. Zwei Bände. Zweite, auf Grund von Ibsens Nachlaß herausgegebene Aufl. In Lwd. geb. je M 9.—

„Es ist das gebiegenste, Klarste, wahrste, nahrhafteste Werk über Ibsen, das wir bisher haben.“ Karl Streckler (Literarisches Echo).

---

**Moliere** Der Dichter und sein Werk. Von Max J. Wolff. Mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand geb. M 10.—, in Liebhaberhalbfrzbd. M 12.50

„Das Werk ist ein würdiges Seitenstück zu des Verfassers Shakespeare-Biographie, wie sie nach Inhalt und Form gleich gelungen und, aus dem Felsgrund solidester Sachlichkeit entspringend, ein Quell ununterbrochenen Genusses für kunstsinigende Leser.“ Hamburgischer Korrespondent.

---

**Beaumarchais** Von A. Bettelheim. 2., gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit einer Porträtgravüre. In Leinwand gebunden M 10.—

„Interessant und fesselnd, wie der beste kulturgeschichtliche Roman, liest sich das Leben des verwegenen Glücksritters, ein Leben, dem es beschieden war, weltgeschichtliche Ereignisse zum Hintergrund zu bekommen. In wissenschaftlicher und darstellerischer Hinsicht steht das Werk auf der Höhe.“ Prof. Dr. Karl Berger (Deutsche Zeitung).

---

**Platon** Von Constantin Ritter. 1. Band: Platons Leben und Persönlichkeit. Philosophie nach den Schriften der ersten sprachlichen Periode. Geb. M 9.—

„Das Buch ist in hervorragender Weise tauglich, allen Gebildeten die Bekanntschaft mit dem berühmten Philosophen und seinen Schriften zu vermitteln. Das schön geschriebene Buch führt den Leser tief hinein in die ganze Kulturwelt des Griechentums. Studierenden der Geschichte der Philosophie muß Constantin Ritters Buch von außerordentlichem Nutzen sein; aber auch der gereifte Mann wird es gern in seiner Bibliothek wissen.“ Berner Bund.

---

**C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München**

---

---

**Friederike und Lili** Fünf Goethe-Aussäße  
von A. Bielschowsky.  
2. Auflage. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Ver-  
fassers. In Leinwand gebunden M 4.—

Inhalt: Nachruf von Gotthold Alee — Friederike Brion — Über Echtheit und Chronologie der Seseheimer Lieder — Goethes Lili — Die Urbilder zu Hermann und Dorothea — Lili und Dorothea

„Für die vielen nach Tausenden zählenden Leser und Verehrer von Bielschowskys Leben Goethes ein höchst erwünschtes Geschenk.“ Allgem. Ztg.

---

**Lilis Bild** Geschichtlich entworfen von Graf  
Ferdinand von Dürckheim. 2., von  
Dr. Albert Bielschowsky vermehrte Auflage. Mit einem  
Lichtdruck nach dem besten Familienbilde und einem Anhang,  
Lilis Briefwechsel enthaltend. In Leinwand geb. M 4.—

„Dies Büchlein gehört zu den liebenswürdigsten und anziehendsten Schriften der Goetheliteratur.“ Literarisches Zentralblatt.

---

**Friederike Brion** Eine neue Darstellung der  
„Geschichte in Seseheim“.  
Von Professor Adolf Mez. Mit einem Anhang Goethe-  
scher Briefe. In Leinwand gebunden M 4.—

Professor Adolf Mez bietet hier als Ergebnis vielfähriger spezieller Forschung eine geschlossene und wohl endgültige Darstellung der menschlich wie literarisch bedeutsamen „Geschichte in Seseheim“, ohne seiner Phantasie einen Schritt zu erlauben, der nicht in den Quellen selbst sicheren Boden hätte.

---

**Freiheit und Notwendigkeit in Schillers  
Dramen** Von Dr. Robert Petsch, Privatdozent an der  
Universität Heidelberg. IX, 300 Seiten 8°.  
Geheftet M 6.—

„Dies Buch füllt eine beklagte Lücke aus, hier wird endlich energisch die Brücke geschlagen von Schiller dem Philosophen zu dem Dramatiker.“ Leipziger Tageblatt.

---

**C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München**

---



---

## Kater Murr und seine Sippe von der Romantik

bis Scheffel und Gottfried Keller. Von Dr. Franz Leppmann. Gebunden M 2.—

„Man freut sich des literarischen Spürsinns, der sicheren Beherrschung des Stoffes und der knappen sachlichen Art der Darstellung. Das Buch ist wissenschaftlich — und amüſant.“ Frankfurter Zeitung.

---

## Peter Cornelius als Mensch und als Dichter.

Bon Dr. Emil Sulger-Gebing.  
Gebunden M 2.50

„Wir empfehlen diese kurze Biographie allen denen, welche Cornelius Brautlieder und Weihnachtslieder mit Dank und Freude gesungen haben.“ Die Hilfe. — „Einfach und echt, wie der Gegenstand, ist auch die Darstellung.“ Deutsche Zeitung.

---

## Ibsens Selbstporträt in seinen Dramen

Von Wilhelm Hans. In Leinwand gebunden M 3.50

„In diesem Werke verbindet sich Sachlichkeit mit Geschmack und feiner Seelenanalyse.“ Prof. Dr. Karl Reuschel (Dresdener Journal).

---

## Nietzsche als Künstler Von Dr. Erich Ederz.

In Leinwand geb.  
M 3.50

„Hier haben wir alles in allem nicht bloß eine wissenschaftliche Untersuchung über Nietzsche, sondern ein packendes neues Nietzsche-Bildnis erhalten unter dem aufhellenden Beleuchtungswinkel seiner eminenten Künstlerkraft.“ Dr. Franz Servaes (Neue Freie Presse).

---

## Goethe und Weimar Eine Goethe-Rede von Ernst Schrupp,

Direktor des Münchener Volkstheaters. Mit einem Goethebild von Karl Bauer. Kartoniert M 1.—

Vielen unter den Freunden Goethes wird diese anmutige Berggegenwärtigung der Zeit und der Stätte von Goethes Tätigkeit eine Freude sein.

---

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

---

---

# Geschichte des deutschen Idealismus

Von Dr. M. Kronenberg. Erster Band: Die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis zu Kant. In Lwd. geb. M 7.—, in Halbfranz M 8.50. Zweiter Band: Die Blütezeit des deutschen Idealismus. Von Kant bis Goethe und Hegel. In Leinw. geb. M 9.—, in Halbfranz M 11.—. Soeben erschienen

## Aus den Urteilen:

„Das Buch mit seiner feinen Darlegung der Wege, die zur großen Periode des deutschen Idealismus führen, der Zusammenhänge aller wissenschaftlichen und künstlerischen Vorläufer, hat mich vom ersten bis zum letzten Wort gefesselt; ich möchte daher recht viele mit derselben Freude aus diesem klaren Erkenntnisborn trinken sehen und gestärkt wissen.“ Prof. Dr. A. Gehler (Nationalzeitung, Basel). — „Das Werk ist aus entschieden idealistischem Geiste geboren und wirkt in der Tat nicht wie ein totes Buch, sondern wie ein Bekenntnis und eine lebende Tat. Es ist in ganz besonderem Maße geeignet zur Einführung in die idealistische Gedankenwelt und in den Geist der Philosophie überhaupt.“ Deutsche Zeitung. — „Es darf als eine Gabe von außerordentlichem Werte für gebildete Männer und Frauen bezeichnet werden.“ Propyläen. — „Kronenberg ist ein so bekannter populär-philosophischer Schriftsteller, daß seine Werke kaum einer Empfehlung bedürfen. Er ist populär genug, dem Gebildeten leicht verständlich zu sein, philosophisch genug, stets wissenschaftlich zu bleiben.“ Breslauer Zeitung. — „Mit souveräner Meisterschaft beherrscht Kronenberg seinen schwierigen und verwidelten Stoff und stellt die Grundgedanken der Geistesbewegungen, die sich im Laufe so vieler Jahrhunderte emporringen, befehlen, sich gegenseitig auflösen oder in geläuterter Kraft wieder erneuern, mit plastischer Klarheit heraus. Dabei handhabt er eine Sprache, die, von jedem Doktrinarismus weit entfernt und alle Abstraktion und technische Begriffsbildung vermeidend, an der Sonne unserer besten Muster, vor allem unserer Klassiker — die ja auch sachlich mit seinem hohen Thema so enge verbunden sind — gereift und von ihrem Ideenschätze befruchtet ist. Mit freudigen Hoffnungen sehen wir der Fortsetzung des großzügigen Wertes entgegen.“ Dr. Ernst Traumann (Frankfurter Zeitung).

---

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

---

..... }  
..... } Call  
..... } Number

Overdue books are subject to  
a fine of 2 cents a day.

Author.....

Title.....

Name.....

Address.....

Univ. of Ill. Lib. Call Slip

100M-3-32-2082-S

830.1 } Charge  
B 28b2 } Call  
..... } Number  
..... }

Overdue books are subject to  
a fine of 2 cents a day.

Author *Bartels*

Title *Die besten  
deutschen  
Romane*

Name.....

Address.....

Univ. of Ill. Lib. Call Slip

100M-3-32-2082-S

830.9  
B28 h a



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 062298465